



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach Ostern. (Weißer Sonntag.)

Evangelium nach dem heiligen Johannes 20, 19-31. „In jener Zeit, als an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbath, Abend geworden, und die Thüren (des Ortes) wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch!“ „Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen.“ „Er sprach dann abermal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ „Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ „Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sprachen die anderen Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht.“ „Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Thüren, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch!“ „Dann sagte er zu Thomas: Lege deine Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“ „Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!“ „Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt: selig, die nicht sehen, und doch glauben.“ „Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 19. April.** Werner. Erster Sonntag nach Ostern. (Weißer Sonntag.) Evangelium nach dem hl. Johannes XX, 19-31. Epistel: Johannes V, 4-10. St. Martinus: hl. Messen um 6, um 7, um 8 Uhr und um 11 Uhr, um 9 Uhr feierliche Primiz. Abends 6 Uhr feierlicher Komplet.
- Montag, 20. April.** Viktor. Maria Empfängnis Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht zum Troste der armen Seelen.
- Dienstag, 21. April.** Anselm.
- Mittwoch, 22. April.** Eoter. Maria Empfängnis Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josefs-Andacht.
- Donnerstag, 23. April.** Georg. Clarissen-Klosterkirche: Abends 7, nach 6 Uhr Rosenkranz vor ausgelegtem hochwürdigem Gute; danach Predigt über das allerheiligste Sakrament. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 24. April.** Fidelis, Egbert. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 25. April.** Markus. St. Adolfskirche: Morgens 7 Uhr Markusprozession, danach hl. Messe.

Nachklänge zum Osterfeste.

I.

Was der Lieblingsjünger des Herrn, der hl. Johannes, uns oben erzählt, ereignete sich zum Teil noch am Abend des Auferstehungstages, zum Teil am achten Tage darauf, und zwar im Abendmahls-Saale zu Jerusalem. Nach dem Berichte der Evangelisten war Jesus im Laufe des Auferstehungstages bereits erschienen der Maria Magdalena und den beiden andern frommen Frauen, sodann dem Simon Petrus und den beiden Jüngern, die nach Emmaus wanderten. Allein trotz allen Versicherungen dieser einzelnen Begnadigten blieb die Stimmung im Jüngerkreise eine sehr gedrückte: „Aus Furcht vor den Juden hielten sie die Thüren verschlossen“. Wie der Tod Jesu Christi — sagt der hl. Petrus Chrysologus — gleich einem gewaltigen Sturmwinde die ganze Natur in Aufruhr gebracht hatte, so hatte er noch weit mehr die Gemüter der Jünger verwirrt und erschüttert. Die vielen und großen Wunder, die ihr Herr und Meister vordem gewirkt hatte, vermochten sie nicht in Einklang zu bringen mit der Schmach Seines Leidens und namentlich Seines schrecklichen Todes — vermochten nicht, so viele Beweise Seiner göttlichen Macht zu reimen mit der Ohnmacht Jesu gegenüber den entsetzlichen Mißhandlungen Seiner blutgierigen Schergen. Wie

nun — fährt jener Kirchenlehrer fort — ein Schiff, das vom wilden Sturme auf dem Meere ergriffen und, von widrigen Winden gepelzt, jetzt von den wilden Wellen in die Höhe geschleudert, dann wieder in die Tiefe hinabgestürzt wird: so erhoben sich die Gemüter der Jünger, von ganz entgegengesetzten Empfindungen mächtig bewegt, bald zum Himmel bald wieder auf die Erde zurück — sie konnten für ihr gequältes Gemüt den Hafen der Ruhe, des Friedens, vorerst nicht finden.

An zwei Stellen (Luk. 24. und 1. Kor. 15.) meldet die hl. Schrift, daß der auferstandene Herr dem Simon Petrus zuerst von allen Jüngern erschienen sei; aber wir erfahren nicht das Geringste über den Ort und die näheren Umstände dieser Erscheinung. Was den Zeitpunkt betrifft, so geht aus dem Evangelium vom Ostermontage jedenfalls jenseit hervor, daß Petrus den Herrn noch nicht geschaut hatte, als die nach Emmaus wandernden Jünger die Stadt verließen, daß aber die Erscheinung bereits stattgefunden hatte, als diese beiden Jünger spät Abends wieder zurückkehrten; denn sie wurden mit dem Gruße empfangen: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon erschienen!“ Gerade dieser Ruf aus der Mitte des Jüngerkreises berechtigt uns aber, lieber Leser, einen Schluß zu ziehen auf die Bedeutung der Erscheinung, die dem Simon Petrus zu Teil wurde. Auf diese Erscheinung

allein berufen sich die Jünger, um ihren Aufruf: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden“ zu begründen, als ob erst des Simon Petrus Zeugnis den Aussagen der schon vorher begnadeten Frauen den rechten Nachdruck verliehen, dem Hin- und Herschwanken ein Ende gemacht habe. So müssen wir in der Tat annehmen, daß auch diese neue Gnade und Auszeichnung des Apostelfürsten im Dienste jenes hehren Auftrages stand: „Und du (Petrus), wenn du dereinst befehrt sein wirst, dann stärke deine Brüder!“ (Luk. 22, 32.) Alle seine früheren Erleuchtungen und Begnadigungen waren jetzt gewissermaßen erneuert und fanden ihre Bestätigung, zumal jene bei der Verkündung des Herrn auf dem Berge Tabor. Damals hatte der Meister Selbst ausdrücklich bemerkt, daß dieses wunderbare Gesicht für kommende Tage seine hohe Bedeutung haben werde: „Saget Niemanden etwas“ — so lautete des Herrn Auftrag an die drei glücklichen Zeugen Seiner Verkündung — „bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sein wird.“ (Matth. 17, 9). Jetzt war also die rechte Stunde gekommen, den Jüngern zu erzählen, wie der Meister damals so lichtumstrahlt vor den drei Jüngern stand, und wie vom Himmel herab die Stimme des himmlischen Vaters erscholl, und welch' überströmende Seligkeit in die Herzen der drei begnadeten Apostel sich ergossen habe! Nunmehr, da der geliebte Meister auferstanden war, und der Auferstandene dem Jünger erschienen war, nun war aufs neue und mit aller Macht geoffenbart, was auf dem Tabor verkündet ward: Jesus war des ewigen Vaters „vielgeliebter Sohn“, dessen Opfer der Vater „mit Wohlgefallen“ entgegengenommen! — Solche Erleuchtung und Tröstung strömte zweifellos in die Seele des Simon Petrus, als er dem auferstandenen Meister nun gegenüberstand, und er säumte sicherlich nicht einen Augenblick, den Brüdern aus der Fülle des eigenen Herzens mitzuteilen und sie der frohen Wahrheit zu versichern, daß der Meister wirklich von den Toten auferstanden sei.

Allein diese Aufgabe war nicht leicht; zagen des Schwanken gewann im Kreise der Jünger immer wieder die Oberhand: warum sahen nur die Frauen und Simon Petrus den Herrn, warum nicht auch die Uebrigen? Dazu kam die bange Sorge um die eigene Sicherheit, um das eigene Leben; daß die Feinde des Meisters auch die Feinde der Jünger seien, lag klar zu Tage; und wozu waren die Hohenpriester und Ältesten nicht fähig, nachdem sie Jhn, den Gerechtesten, zum schmachlichsten Tode gebracht! So lange Er bei ihnen war, hatte Seine Gegenwart ihnen wie eine Schutzwehr in der Gefahr gegolten; ja selbst bei Seiner Gefangennahme im Delgarten war Er wirksam für sie eingetreten. — Nun aber hatte sich im Laufe des heutigen Tages durch ganz Jerusalem die Kunde verbreitet, das Grab Jesu sei in der Nacht heimlich von den Jüngern geöffnet worden und — sie hätten seinen Leichnam mit sich genommen! Dieses Gerücht konnte den Jüngern nicht unbekannt sein, und ebensowenig konnten sie lange zweifeln, wer der Urheber dieses Gerüchtes sei. Was war also mehr zu fürchten, als daß die oberste Behörde ihre Häsher auch nach ihnen ausfende oder daß aufgeregte Elemente aus dem Volke über sie herfallen würden? — So verging der Tag in großer Furcht und Besorgnis seitens der Jüngerschaft. — Vielleicht hatten aber die Feinde, ähnlich wie vor zwei Tagen, gerade die Nacht für ihren Anschlag gewählt, um Aufsehen zu vermeiden und des Erfolges um so sicherer zu sein!

So verstehen wir, lieber Leser, die Furcht der armen Jünger — aber auch ihre seltsame Freude, als der Erschnte nun plötzlich in ihrer Mitte stand! Lebendig und herrlich steht Er vor ihnen, ganz in Seiner wirklichen Gestalt und zugleich ganz von lichter Verkündung und erhabener Majestät umflossen! Und die wohlbekannte, milde Stimme trifft

Ihr Ohr mit dem Gruße: „Der Friede sei mit euch!“

Wie aber damals Friede und Freude in das geängstigte Herz der Jünger wieder einkehrte, so wird auch uns, lieber Leser, Ähnliches zu teil werden, wenn der Herr, nach einer würdigen Vorbereitung unsererseits durch das Sakrament der Buße, uns heimsucht in der heiligen Osterkommunion.

S.

Kairo.

Skizze von Dr. S. Weigel.

Das Morgenland bleibt für den Bewohner trüber, nördlicher Gegenden stets ein Wunderland der Schönheit und Seltsamkeit. Das Klima schon bezaubert uns; denn überaus klar ist dort der Himmel bei Tag und bei Nacht; herrlich ist die Luft und angenehm zu atmen. Und wie wird das Auge ergötzt von der Pracht der Palmen; und wie schön ist's unter Palmen zu wandeln! Durchstreifen wir im beginnenden Frühling das Aegyptenland, so finden wir in den städtischen Gartenanlagen Mandel-, Pflanz- und Aprikosenbäume in voller Blüte. Kommen wir nach Kairo, Aegyptens größter Stadt, so entrollt sich vor unsern Augen ein Landschaftsbild gar seltener Art.

Die Stadt prangt im Frühlingskleide der Schönheit und morgenländischen Anmut. Sie dehnt sich vor uns am rechten Ufer des Nil aus, der sich hier in zwei Arme teilt, welche die Insel Roda und Bulak umschließen. Roda ist ein Blumengarten voll Duft und Lieblichkeit. Tropische Pflanzen aller Art erquickten unser Auge. Von den Häusern und Balkonen hängen die Ranken der herrlichsten Gewächse hernieder. In den Alleen Kairo's finden wir den mächtigen Gummibaum, Lorber-, Pfeffer- und Orangenbäume, Palmen und Bananen. Wandern wir am Nil hin, so kommen wir zur Neustadt Ismailya oder dem sogenannten „europäischen Viertel“. Breite, baumbeschattete Plätze und Straßen, Villen und Parks, Hotels und Cafés präsentieren sich in modernster Art und Form. Der öffentliche Prachtpark mit seiner fast erdrückenden Fülle von wunderbaren Pflanzgewächsen fesselt besonders unsere Aufmerksamkeit. Und wie lieblich ladet und lockt der blauduftige See des Parks mit seinen sich leise kränzelnden Wellen zum Bade. Hier versammelt sich um die Abendstunden, wenn die Tagesglut etwas gemildert ist, die wohlhabende arabische Bevölkerung, um dem Konzert zu lauschen und in Cafés aus beheräulichen Tassen den Mokka zu schlürfen. Begeben wir uns etwas weiter, so gehen wir an großen Gasthäusern vorüber; auch sie sind sehr vornehm eingerichtet und wir finden hier Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen und andere Völkertypen. Die Damenwelt in modernster Toilette ist besonders stark vertreten. Ist der Abend hereingebrochen, dann klingen liebliche Weisen und die Paare ergötzen sich am Tanz bis tief in die Nacht hinein.

An gewissen Tagen finden Pferderennen statt; Freitags und Sonntags fährt man Korso, und die große Nilbrücke, sowie die nach dem „Gezirepalasthotel“ führenden Alleen sind belebt von zahllosen Wagen. Die Fremden fahren in Mietskutschen, die einheimischen Vornehmen in prächtigen Equipagen, die von herrlichen Araberpferden gezogen werden. Vor den Wagen der Reichen laufen die eigenartig kostümierten „Jais“; sie machen für das Gefährt den Weg frei. Die Gelenkigkeit und Ausdauer der Beine und Füße dieser Vorläufer ist staunenswert.

In neuerer Zeit beteiligen sich an den Korsofahrten auch die Türkinnen. Sie geben an Luxus den europäischen Damen nichts nach. Natürlich dürfen die türkischen Schönen ihr Gesicht den Augen der Männerwelt nicht so frank und frei zeigen, sondern ihre schwarzen Glutaugen spielen in lieblichstem Feuer hinter der schützenden Hülle des unvermeidlichen Schleiers; aber der kleine Gott Amor ist ein Schalk und seine Feuerpfeile treffen auch durch des Schleiers Gewebe des sehnenenden Herzens

Inneres. Nur in geschlossenen Antsien dürfen die Türkinnen zu fahren, während die Europäerinnen und überhaupt die fremden Damen ohne deckenden Gesichtsschirm sich zeigen. Doch, betrachten wir etwas das herrliche „Gezirehotel!“ Vor unseren Blicken dehnt sich der zauberhafte Park aus. Der Nil fließt hier in ruhiger Breite dahin. Das Geräusch der Stadt reicht nicht bis hierher. Wie ein Bau aus einem Janbermärchenland erhebt sich das Hotel. Betreten wir dasselbe, so kommen wir durch luftige, blumengeschmückte Hallen; prächtige Säle mit herrlichen Kaminen und Erfern tun sich vor uns auf; Teppiche bedecken den Boden, Schattentische prägen, Terrassen und Balkone fesseln den Blick; Marmortreppen führen aus der Eingangshalle zu Musik- und Tanzsälen. Fast ermüdet von der Fülle der Erscheinungen verlassen wir endlich diese prächtigen Räume, die mehr ein Aufenthalt für Götter als sterbliche Menschen zu sein scheinen.

Es ist ein sonnengoldiger Frühlingstag und es drängt uns, die nächste Umgebung der Stadt kennen zu lernen. Wir wandern in's Freie. Der Nil fließt uns zur Seite. Wir wenden uns bald rechts, bald links und kommen an Teiche, auf deren ruhiger Fläche Pelikane schwimmen. Wir bewundern Marmorfontänen und Grotten; einsame Wade leiten uns zu Blumenbeeten, deren Duft würzig über Gebüsch und Baumgruppen aufsteigt. Blühlich steht vor uns ein nettes arabisches Lusthaus, schlank und grazios. An dasselbe schließen sich kühle Hallen; hier sitzen in Gruppen die städtischen Besucher an marmornen Tischen und schlürfen Kaffee und Eis. Auch hier in diesem Lusthäuschen lassen sich von Zeit zu Zeit weiche liebliche Klänge der Musik vernehmen. Ungern trennt man sich von soviel Herrlichkeit und Schönheit. Wahrlich, diese Gegend sieht aus recht wie ein Garten Gottes; hier hat sich die Pracht der Natur mit der Kunst vermählt.

In den neueren Stadtvierteln Kairo's und in der Umgebung der Stadt findet man überall die schönsten Alleen; und tagsüber, wenn blendender Sonnenglanz Himmel und Erde überflutet, wandeln die Bewohner gern unter diesen dichtschattigen Bäumen; aber erst am kühleren Abend wagt eine ungeheuerere Menschenmenge auf diesen Spazierwegen auf und ab. Auch die Insel Bulak ist von solchen Alleen durchschnitten, die dem ganzen Landschaftsbilde ein charakteristisches Gepräge geben. Sie führen uns von den am Süden gelegenen großen aber stets staubigen „Karawanenplätzen“ auf denen wir das bunteste Volksleben beobachten können, vorüber an den netten Reit- und Rennbahnen der vornehmen Welt zu den Lagern der „Kameldivision“ und den militärischen Übungsplätzen.

Verlassen wir das „europäische Viertel!“ und wandern wir nordwärts! Vor uns liegt gar bald der ärmste Teil Kairo's, die Vorstadt Bulak mit dem Hafen. Masten und Segel, Matrosen, Arbeiter, lungerndes Gesindel sieht man hier. Braune Gestalten schleppen Lasten; Männer, den „Tschibuk“ rauchend, liegen umher. Türken gehen hin und wieder; Dervische, in Lumpen gehüllt, schreiten daher. Die Gestalten der Männer sind meist kräftig und stattlich, die Frauen in ihrer Vermummung sind häßlich. Nur die Augen dieser Frauen sind frei, sonst deckt der schwarze Schleier das Gesicht, das sich nur auf Augenblicke entblößt.

Wir wenden uns nun in die „Ruski“ oder Hauptgeschäftsstraße Kairo's, von der zahllose Gassen und Gäßchen sich fast nach allen Richtungen abzweigen. Das Menschengewühl ist hier unbeschreiblich. Und durch die bieteenden und feilschenden Menschenmassen trottet ruhig hier und dort ein Kamel oder ein Esel gemächlich seinen Gang. An den überdeckten Bazaren herrscht Dämmerlicht. Man zwängt sich in engen Gängen zwischen den Buden, in denen die Handwerker arbeiten, nur mit Mühe vorwärts. Eine Unmasse von den verschiedensten Waren sind hier ausgelegt. Schuhwerk aller Art mit Gold- und Silberbesatz

wird zum Kauf geboten. In einer der vielen Gassen finden wir auch die Kupferschmiede, neben ihnen bieten die Buchbinder ihre Poranbücher feil. Weiterhin sind die Händler mit ihren Teppichen, mit kunstvollen Stickereien der Haremsdamen. Auch Metallarbeiten liegen in den verschiedensten Formen aus. Holzarbeiten, orientalische Gewänder, Stoffe von Seide und andere teure Gewebe, nubische Waren, Straußfedern, Ketten, Ringe, Schwerter, Dolche und Musikinstrumente sind in reichlichem Maße vorhanden. Der Lärm in diesen Bazaren kann ein europäisches Ohr gerade zu betäuben. Und welche Ausdrückungen, welche Atmoſphäre! Man möchte ersticken. Und diese Menschen aller Gattungen und Arten! Eseltreiber, Kamelführer, Droschkenkutscher, Händler, Käufer, Juden, Bettler wählen durcheinander. Das schreit, feilscht, schwächt, lacht und singt, daß einem die Ohren gellen. Und doch hat das Leben und Treiben in den Bazaren Kairo für den Fremden einen großen Reiz; und die seltsamen Bilder und Szenen dieser Bazaar bleiben dem ausländischen Beschauer für immer ins Gedächtnis eingedrückt.

Alles in Allem genommen ist Kairo und seine Umgebung eine „Welt für sich“, eine „Märchenstadt“ des heißen Orients und die größte Stadt Afrikas.

Geheim-Schriften.

Kulturgeschichtliche Studie von R. Winterfeld.

Wenige Wochen, nachdem Kaiser Friedrich die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen hatte, tauchten verschiedene Gerüchte auf von einem in „Geheimſchrift“ gehaltenen Aktenstück von der eigenen Hand des hochseligen Kaisers, das bald nach seinem Tode auf rätselhafteste Art verschwunden, dann aber plötzlich wieder ans Tageslicht gekommen sein soll. Ob dies nur eine berechnete Legende der allzeit geschwägigen Frau Kama, oder ob wirklich ein Körnchen Wahrheit an der Sache, soll hier nicht weiter erörtert werden. Aber es gibt verschiedene, recht sinnreich ausgestattete Systeme von geheimen, nur den Eingeweihten erkennbaren Schriftcharakteren, ja sogar eine, wenn auch nicht umfangreiche, jedoch interessante Litteratur darüber, und das Interesse für die Sache selbst ist in den weitesten Kreisen vorhanden, so daß ich es wohl wagen darf, den verehrten Lesern dieser Blätter einige Details aus diesem Thema hier mitzuteilen.

Der älteste — gewissermaßen urkundlich nachgewiesene — Geheimſchrift, insofern sie als solche von den damaligen Zeitgenossen angesehen wurde, finden wir in der Bibel, und zwar im Buche Daniel, Kapitel 5, Erwähnung getan. Dasselbst heißt es: „Eben zu derselben Stunde gingen hervor Ringe, als einer Menschenhand, die schrieben auf die Gemächte Wand in dem königlichen Saal, und der König ward gewahrt die Hand, die da schrieb.“ Es war dies bekanntlich Belſazar, der König von Babel, der tausend seiner Gewaltigen und Hauptleuten ein herrliches Mahl bereitet hatte. Als der König trunken war, ließ er die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten heiligen Gefäße bringen, und es wurde daraus getrunken. Hierbei nun erschien jene geheimnisvolle Schrift an der Wand, dem Stuhle des Königs gegenüber, welche lautete: „Mene, mene, tekel, upharſin!“ Niemand konnte die geheimnisvolle Schrift deuten; man rief daher den Propheten Daniel herbei, der dem König seinen und seines Reiches Untergang aus den geheimnisvollen Schriftzeichen prophezeite.

Heutzutage nun werden derartige „Geheimſchriften“ nicht so vor jedermanns Augen entrollt; im Gegenteil: sie werden nach jeder Richtung hin in des Wortes vollster Bedeutung „geheim“ gehalten. Wie schon angedeutet, gibt es unzählige Arten oder Systeme von „Geheimſchrift“; sie alle zu kennen, ist

unmöglich, ja selbst sie alle aufzuzählen, würde doch nur Stückwerk und zugleich zwecklos sein. Dazu kommt noch, daß eine ganze Menge dieser Systeme, namentlich die für den diplomatischen Dienst bestimmten, in steter Fortentwicklung begriffen und auch schon im Interesse der Sicherheit der ihrer sich bedienenden Staaten hetem Wechsel unterworfen sind. Die zur Zeit geltenden Geheimſchriftsysteme der einzelnen Länder sind strenges Staatsgeheimnis, sind nur einem kleinen Kreise dienstlich beteiligter Personen unter dem Siegel des Amtsſeides bekannt und dazu von einer Kompliziertheit, welche sie außerhalb jeder Erörterung und Erklärung stellt. Im Kriege wie im Frieden spielt die Geheimſchrift zwischen dem Staatsleiter und seinen auswärtigen Mitarbeitern, Gesandten, Agenten u. eine bedeutende Rolle.

Schon Julius Cäsar soll die Notwendigkeit einer solchen Geheimſchrift erkannt und im brieflichen Verkehr mit seinen Vertrauten sich eines eigenen Alphabets bedient haben, das er selbst durch Versetzung der Buchstaben erfand, und dessen Bedeutung nur den Personen bekannt war, mit denen er sich darüber verständigt hatte. Einer ganz eigentümlichen Art, sich geheime Mitteilungen zuzustellen, begegnen wir bei den Latetämoniern.

Eine besondere Schriftsprache für den Verkehr u. hatten dieselben nicht; zum Zwecke geheimer Verständigung im Kriege aber kannte man folgendes Verfahren: man fertigte zwei runde Holzene Stäbe von ganz gleicher Länge und Stärke; den einen verwahrte die Regierung, den anderen nahm der betreffende Feldherr mit ins Feld. Wollte man nun diesem eine geheime Ordre senden, so umwickelte man den Stab dermaßen mit einem langen, schmalen Pergamentstreifen, daß er völlig davon umhüllt war, und schrieb nun der Länge des Stabes nach die Zeilen auf das Pergament; rollte man die Streifen wieder ab, so enthielt er für das Auge des Uneingeweihten nur zusammenhängende Bruchstücke von Silben und Worten. Der rechtmäßige Empfänger aber, der ja auch den Schlüssel dieses Schriftgeheimnisses kannte, umwickelte genau nach Uebereinkunft seinen Stab mit dem Pergamentstreifen, und die abgerissenen, scheinbar verworrenen Wortteile rückten auf diese Weise in eine bestimmte Ordnung, aus welcher sich dann der Sinn der geheimnisvollen Mitteilung ergab. Da dies aber immerhin in den einzelnen Manipulationen etwas umständlich war, auch die Sicherheit des Inhalts vor unberufenen Blicken nicht immer zweifellos stand, griff man sehr bald auf die Idee Cäsars zurück und erfand eine besondere Geheimſchrift. Anfänglich war dieselbe natürlich sehr kunstlos und bestand durchgehends aus einer bloßen Versetzung der Buchstaben, z. B. so, daß a = s, b = d, e = w bedeutete usw., oder man mischte auch wohl Schriftzeichen einer anderen Sprache darunter, z. B. griechische Buchstaben unter die lateinischen, — oder man ging noch einen Schritt weiter und setzte an die Stelle jedes Buchstabens ein beliebiges anderes Zeichen.

Alle die Vorteile sind so einfach, daß Absender wie Empfänger bei einiger Uebung den Schlüssel zu ihrer Geheimſchrift im Gedächtnis haben konnten und einer schriftlich fixierten Erklärung der Zeichen nicht mehr bedurften. Allein ebenso leicht, wie zu handhaben, waren diese chiffrierten Schriftstücke für den gelübten Forscher auch zu entziffern, auch wenn er den Schlüssel dazu nicht kannte, und zwar auf Grund folgender Tatsache: Es läßt sich nämlich ziemlich genau feststellen, wie oft gewisse Buchstaben verhältnismäßig wiederkehren, namentlich Vokale. So gehört beispielsweise im Deutschen, Französischen, Englischen und Holländischen das e, im Spanischen und Italienschen das o zu den am häufigsten vorkommenden Buchstaben der Schriftsprache. Liegt man dazu die Stellung derselben zu Anfang oder zu Ende und ihre Verbindung mit anderen, oft sich wiederholenden Zeichen in Betracht, so ist es für den

Sprachkundigen nicht schwer, Schlüsse zu ziehen, welche allmählich zur Entzifferung der chiffrierten Schrift führen müssen.

Dies stellte sich schon im Altertum heraus, — schon im Altertum wurde in Krieg und Frieden das Spionwesen mit Aufwand und Geschick betrieben; das Auffangen einer Nachricht des Gegners galt namentlich im Kriege für einen größeren Gewinn, als der Sieg der Waffen im offenen Geſecht. So kam man bald auf die Idee, sprachkundige Leute herbeizuziehen und spezial auf die Entzifferung von Geheimſchriften einzulernen, worin es manche allerdings zu einer großen Fertigkeit gebracht haben sollen.

Gehen wir jetzt auf die praktische Veranlagte Zeitzeit über, und zwar an der Hand von Mitteilungen eines hierin als Autorität geltenden Sachverständigen. Da ist zuerst eine Art Geheimſchrift, die sich allerdings zu geheimen Staatsſchriften nicht eignet, aber bei Privatkorrespondenz sehr dienlich sein kann, diese braucht dann nicht einmal versteigelt zu werden. Hierzu bedarf es keiner fremden Zeichen, sondern man schreibt alles in gewöhnlicher Schrift und beliebiger Sprache, jedoch so, daß man — nach vorher getroffener bestimmter Verabredung — falsche Wörter und Buchstaben darunter mischt, wodurch allerdings die seltsamsten Sätze entstehen. Auch teilt man mehrsilbige Worte und macht unter Beifügung falscher Buchstaben aus den Teilen ganz andere Worte, die dann nur den Eingeweihten verständlich sind.

Eine gewisse Verwandtschaft mit diesem System hat eine andere, vielfach auch zu staatlichen Zwecken gebrauchte Methode: die Neg- oder Gitterschrift genannt. Sie besteht darin, daß nur bestimmte Zeilen und Zeilenstücke im Texte Gültigkeit haben, und zwar wird das betreffende Schriftstück durch ein auf das zu beschreibende Papier gelegtes Neg oder Gitter hergestellt und ebenso vom Empfänger durch Auflegung eines genau eben solchen Neges oder Gitters gelesen. Diese Methode läßt eine große Menge von Variationen zu und ist daher sehr beliebt. Es werden dazu eigene Gitter oder Negs von starkem Papier oder Pergament gefertigt, in welche durch Ausschneiden nach bestimmten Regeln größere oder kleinere Löcher gemacht sind. Nun wird solches Gitter auf das Papier gelegt, der Text der Mitteilungen in die Löcher des Gitters geschrieben und die nach Entfernung desselben auf dem Papier leer bleibenden Stellen durch andere, ganz nichts sagende und mit der eigentlichen Mitteilung ohne jeden Zusammenhang stehende Worte ausgefüllt. Der Schlüssel des Ganges ist dann das Neg, von welchem natürlich Schreiber wie Empfänger ganz genau gleiche Exemplare haben müssen; der Empfänger liest die für ihn bestimmte Botschaft, indem er ganz genau sein Neg auf das Schriftstück legt.

Ebenfalls schwer zu entziffern und dabei wenig verständlich ist die Geheimſchrift, die sich auf ein bestimmtes, je in den Händen beider korrespondierenden befindliches Buch stützt, — meist die Bibel, — kurzweg unter dem Namen Buchſchrift oder Buchſiffre bekannt. Dabei wird alles mit Ziffern geschrieben, und zwar dergestalt, daß immer vier Zahlen neben oder unter einander zu stehen kommen; die erste derselben bezeichnet die Seite des gewählten Buches, die zweite die Zeile dieser Seite, die dritte das Wort derselben, die vierte die gelten sollende Silbe des letzteren, und wenn nötig, kann auch eine fünfte Zahl einen einzelnen Buchstaben daraus bezeichnen. Hauptsache hierbei ist, daß das als Schlüssel dienende Buch für Auserwählte nicht bekannt, bezw. genannt wird.

In neuerer Zeit endlich ist das System der mehrstelligen Zahl vielfach in Anwendung. Es beruht dies auf wechselnde Verschiebung der Buchstaben. Wenn z. B. 46824 die Schlüsselzahl ist, so bedeutet dies: der erste Buchstabe des Wortes wird um 4, der zweite um 6, der dritte um 8, der vierte um 2, der

fünfte wieder um 4 Stellen in der Reihe des Alphabets verschoben, so daß man z. B. für Liebe das Wort „pombi“ schreibt. In ähnlicher Weise kann auch ein Ziffernsystem mit mehrsilbigem Schlüsselwort aufgestellt werden, so daß die gleiche Ziffer niemals den gleichen Buchstaben bedeutet. Es würde für Ueinge-weihte vielleicht die Arbeit eines ganzen Lebens bedürfen, um solch' einem Schlüsselwort oder der Auflösung einer mehrstelligen Schlüsselzahl auf die Spur zu kommen.

Zum Schluß gedenken wir noch kurz einer Art Geheimschrift, die man fälschlich „Sympathie“-Schrift genannt hat, weil sie mit sogenannter „sympathetischer“, d. h. unsichtbarer Tinte geschrieben wird, die nur durch Erwärmung oder durch sonstwelche, nur dem Eingeweihten bekannte Manipulation sichtbar wird, wohl aber kaum mehr viel Anwendung findet. Daß aber die Handschrift mancher Leute, namentlich Gelehrter, ebenfalls in gewissem Sinne einer schwer zu entziffernden „Geheimschrift“ gleicht, davon wissen die Herren Buchdrucker ein wohlberechtigtes Klage- lied zu singen, — davon zeugt auch so mancher, den Autor wie den Leser in gelinde Ver- zweiflung bringender Druckfehler, den hier- nach der freundliche Leser nachsichtig ent- schuldigend möge. Daß auch die Stenographie für den, der sie weder schreiben noch lesen kann, ebenfalls eine Geheimschrift in des Wortes vollster Bedeutung ist, möge hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt sein.

Tödtlich noch im Tode.

Skizze aus Südafrika.

Von Roderich von Binger.

Auf der Veranda des lustigen Wohnhauses einer Faktorei saß, lebhaft plaudernd und lachend eine Gesellschaft junger Leute, vier Offiziere der Schutztruppe und ein Assessor von der Kolonialverwaltung. Als zweiter Zivilist saß der junge, lebenswürdige Wirt am Tisch, der die übrigen zu sich eingeladen hatte. Es war Herr Heinrich Wenderoth aus Hamburg, Inhaber der Firma Wenderoth u. Co. Man hatte ein gutes Diner von mehreren Gängen eingenommen und nun präsentierte der Wirt seinen Gästen lange, schwarze Cigarren, eigene Ernte, beste Qualität, während ein Negerknabe den dampfenden Mokka in kleinen Schalen auf einem Präsentierteller darbot. Der starke Geruch des feinen Kaffees, und der fein duftende blaue Rauch der Zigarren mischten sich mit der klaren, warmen Abendluft. Die kurze, kaum merkbare Dämmerung dieser Breitengrade hatte rasch völliger Dunkelheit Platz gemacht. Strahlend bligten die Sterne vom schwarzen Himmel hernieder und spiegeln sich in den Fluten des Indischen Ozeans, der wenige hundert Meter von dem Hause gegen die Küste brandete. Das gab ein seltsam geheimnisvolles, einformig wogendes und doch mächtig fesselndes Nachtlid.

„Nun, Brandenfels“, sagte einer der Offiziere, nachdem auf der Veranda die Lampen angezündet waren, zu einem jüngeren Kameraden, dessen verhältnismäßig weiße Farbe den Neuling in diesen Breiten verriet, „gefällt Ihnen das nun immer noch nicht? Ist das nicht ein großartiges Schauspiel? Ueberhaupt — dies Afrika — ist es nicht ein Wunderland?“

Der Angeredete legte sich in den Rohrstuhl zurück und blies den Rauch seiner Zigarre in die Luft. Er räusperte die Nase und zuckte die Achseln:

„Na wissen Sie, Eckartsberg, kann Ihre Begeisterung immer noch nicht teilen — jetzt ebenso wenig, wie vor vier Wochen. Ach — hätte ich das gewünscht, wär ich bei meinen Mat- tälfern geblieben in der Chauffeestraße. Uh — die Hitze — und was ist gegen diese Wüste hier der märkische Sand? Ein lachendes Paradies —“

„Na freilich — wenn Sie die Sache von dem Standpunkte aus betrachten“, nahm ein dritter das Wort, „dann täten Sie besser —“

„Standpunkt — ei was — ich sehe die Sachen, wie sie sind. Und so ein großartiges Schauspiel wie heute Abend —? Na, das hab ich auf Helgoland oder Nordney min- destens ebenso gut genossen. „Na — wenn das noch alles wäre“ — „dann ließ sich noch tragen; aber vor vier Tagen z. B. als ich mich zur Ruhe legen will — was find' ich in meinem Bette — „eine schöne ausgewachsene Schlange von der giftigsten Art.“

„Ja — lieber Freund“, sagte der Vierte der Offiziere, „daran werden Sie sich gewöhnen müssen.“

„Dante bestens — habe noch gar keine Lust dazu — und sobald irgend schicklich — lehre ich zurück.“

„Zu Ihren geliebten Matkälfern, ich weiß“, fiel ihm Eckartsberg trocken in die Rede — „zu den Fleischtöpfen von Dressel, den Auster- bäcken von Kepinsky und den schäumenden Sektströmen von Pappenberg — aber —“

Plötzlich hielt er inne — er war auf- standen und an die Brüstung der Veranda getreten. Von dort schaute er in den heller- leuchteten Raum zurück, auf die rauchenden und Kaffee trinkenden jungen Leute. Sein Ge- sicht wurde erdfahl, die stieren Augen quollen fast aus ihren Höhlen und mit bebenden, blauen Lippen stieß er fast flüsternd hervor:

„Still — um Gottes Willen — keiner rühre auch nur ein Glied — wer sich bewegt, ist ein Kind des Todes!“

Alle glaubten im ersten Augenblick an einen schlechten Scherz, aber als sie die Augen auf ihn richteten, da folgten sie betreten seinem Befehl und flüsternten nur ganz erschreckt:

„Was um Gottes Willen giebt es denn?“

„Ruhe — wenn Euch Euer Leben lieb ist! Und besonders Sie, Brandenfels — um ein Bein ihres Stahles hat sich eine Puffotter gewickelt — wenn Sie auch nur ein Bein rühren — sind Sie unrettbar verloren.“

„Eine Puffotter?!“ flüsternte es in der Runde — „die giftigste aller Reptilien?“

„Weiß Gott — da ist sie —“ stammelte der, der dem Bedrohten am nächsten saß und dessen Stuhl er sehen konnte, „das kostet mehr als einem von uns das Leben —“

„Kalt Blut, meine Herren —“ sagte da Heinrich Wenderoth mit fester Stimme, die auf alle beruhigend wirkte, „wenn Sie ruhig bleiben, ist noch nichts verloren.“

Ohne sich im übrigen zu bewegen, ergriff er mit seiner Linken den kleinen Hammer und schlug damit auf den vor ihm auf den Tisch stehenden Gong. Kaum war der helle Ton erklungen, da trat Hassan, der Negerknabe ein. Wenderoth erteilte ihm in einer fremden, seltsam klingenden Sprache einen Befehl. Er erschrak heftig, warf auf Brandenfels und dessen Stuhl einen entsetzten Blick, verschwand und stand nach wenigen Sekunden schon wieder auf der Schwelle. In der linken Hand trug er eine Schüssel mit Milch, in der Rechten einen dicken Bambusstab. Auf der Veranda herrschte eine derartige Totensille, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören können. Mit steigendem Entsetzen sahen Eckartsberg und der Assessor Busse, wie das träge Reptil langsam, ganz langsam an dem hinteren Bein von Brandenfels' Rohrstuhl sich in die Höhe wand, den häßlichen, platten Kopf in regel- mäßiger Bewegung hin und her schaukelnd. Die Augen funkelten unheimlich in grünem Lichte und die gespaltene Zunge zitterte aus dem breiten Maule vibrierend hervor. Die beiden anderen Offiziere aber, die davon nichts sehen konnten, verharrten wie in dumpfer Betäubung. Der unglückliche Brandenfels aber saß, weißer noch als das Tischtuch, auf seinem Stuhle — schwer ging sein Atem und der Angschweiß stieß ihm in großen dicken Perlen von der Stirn. Der einzige der bei dieser entsetzlichen Szene ruhig blieb, war der Gastgeber. Er beobachtete seine Gäste scharf und sagte dann ruhig und mit gedämpfter Stimme:

„Nur ruhig — ruhig, meine Herren —“

wenn alles glatt geht, wie ich sicher hoffe — sind wir in einer Minute außer Gefahr.“

Inzwischen hatte Hassan die Schüssel mit Milch auf den Fußboden gesetzt. Mit dem dicken Ende des Bambusstabes schob er sie langsam und gemächlich nach dem Stuhle des unglücklichen Leutnants hin — bis dicht vor das erste Reptil. Dieses sog gierig den Milch- geruch ein, neigte wiegend den häßlichen Kopf immer näher der Schüssel, fühlte und kostete mit der gespaltene Zunge und tauchte end- lich das gierige Maul in die weiße Flüssig- keit. Mit langen Zügen schlürfte es von dem kühlen Raß und nahm von ihrer Umgebung keinerlei Notiz mehr. Darauf nur hatte Hassan gewartet. Er faßte das dünne Ende seines Bambusstabes fest in beide Hände, hob ihn einen Fuß hoch von der Erde und ließ ihn dann mit wuchtigem Schläge auf den Kopf des Tieres fallen. Der Kopf sank in die Milch herab, der schuppige Leib ringelte sich und zuckte in krampfhaften Windungen und fiel dann, das Stuhlbein freigebend, schlaff zur Erde nieder.

Hassan stieß einen hellen Jauchzer aus, wo- rauf sich Wenderoth erhob und ausrief:

„Meine Herren, wir sind in Sicherheit!“

Alle sprangen auf, klopfen dem wackern Hassan die dunklen Wangen und in seine braunen Hände regnete es große Silberstücke. Freundlich grinsend zeigte er seine großen, weißen Zähne.

Nur einer blieb auf seinem Stuhle gefesselt sitzen, wie angenagelt, sein Atem keuchte, seine Augen waren aus ihren Höhlen hervorgequollen, sein Haar emporgesträubt — es war Brandenfels.

„Aber Brandenfels — um's Himmels Willen —“

„Kamerad, Sie sind doch gerettet —“

„Ist ja alles glücklich vorüber —“

Da aber fuhr Brandenfels auf seinem Stuhle empor — aus seiner Kehle rang sich ein gur- gelnder, schleifender Laut — und schwer fiel er gegen die Lehne seines Rohrstuhls und dem herbeieilenden Eckartsberg in die Arme — er war tot. Eine unbeschreibliche Bestürzung aller Anwesenden folgte und darüber vergaß man fast die Schlange, deren sich Hassan vor- sichtig bemächtigte, um ihr den Kopf abzu- schneiden, um sich den dafür vom Gouverneur ausgesetzten Preis zu holen. Mit Befriedi- gung betrachtete er die Wirkung seines meister- lichen Schläges — die Knochen des Kopfes waren völlig zerschmettert. Aber man störte den Knaben bei seiner Beschäftigung — er mußte den Stabsarzt holen. Dieser erschien bald, konnte aber nur feststellen, daß der Tod Brandenfels infolge Herzschlages eingetreten sei.

Matfel.

Wenn uns der Kindheit holder Traum erblüht,
Regts an den Geist, erheitert das Gemüt.
Als böser Dämon lockt es oft den Mann.
Den es verderben, stürzen, töten kann.

Trägt Du nach Schauspiel und Musik Verlangen,
So hält es Dich beim Künstler ganz gefangen.
Der Jüngling, den die Maid dazu erwählt,
Hält oft sein ganzes Dasein für verfehlt.

Zweifelhige Charade.

Als Mensch vom Sagenkreis umwoben,
Leb' ich auch heut in jeder Brust,
Vom Dichter zum Problem erhoben,
Ward Dir das Alles erst bewußt,
Klingt Deine Seele mit dem Werke,
Mit seiner Schwäche — seiner Stärke! —
Die Zweite bleibt erspart hienieden
Wohl keinem, der da lebt und liebt,
Ich stür' den stillsten Herzensfrieden,
Und ohne mich kein Sein es giebt!
Und noch in Deinen letzten Stunden
Bist Du so eng mit mir verbunden! —
Das Ganze dient in alten Zeiten
Zur Römer und der Griechen Freuden,
Es war gesund und gern gelitten,
Jetzt üben es nur noch die Briten!

Auflösungen aus voriger Nummer.

Bekehrtsfel: Geachtet, Geachtet.
Homonym: Pflaster.